Mein Heimatland 25 (1938)

Bei den Rindenschälern und Reutebrennern im mittleren Schwarzwald

Mit 11 Aufnahmen des Verfassers

Von Hermann Fautz, Schiltach

Ein buntgeflicktes Waldkleid legt sich über die Halden und Hänge der Berge im Einzugsgebiet der Elz und Kinzig, der Rench und Acher. Schon zur Winterszeit, wenn noch der Laubwald in starrer Kahlheit steht und nur das ewig sattgrüne Kleid der Tannenforste von hartem Leben spricht, kann man erkennen, daß keine Einheitlichkeit in den Buschwaldungen herrscht. Wenn dann aber im Frühjahr dieselben wieder im frischen Schmuck ihrer Blätter prangen, haben sich die Gegensätze noch verschärft. Da leuchtet ein schmaler Streifen hoch am Berghang im samtgrünen Glanz eines jungen Roggenfeldes, hart daneben brennt im Gelb des blühenden Ginsters, im flammenden Rot der Lichtnelken ein ähnlicher Flecken und weiterhin wuchert an der schroffen Halde Hecke an Hecke. Noch sind es nur niedere Bestände, aber weiterhin wachsen sie an zu einem grüngelblich schimmernden Blättermeer.

Es ist eine Bergnase, weit ins Tal vorgeschoben. Ihre Nachbarn zur Rechten und zur Linken unterscheiden sich kaum von ihr, und so gleicht das ganze Talgehänge einer riesigen Palette, auf der die Farbenkleckse in bunter Reihe aufgetragen sind. Es ist das festlichste Gewand, das sich weitwürfig über Täler und Höhen unserer Landschaft schwingt. Es atmet hundertfältiges Leben und strahlt blühende Freude aus. Sein Name aber ist „Eichbosch" und seine Bestimmung „Schälwald" und „Reute" (Abb. 1).

Es sind nicht die stolzen Eichen der Rheinwaldungen, die in ihm stocken, vielmehr sind es richtige niedere Buschwälder. Aus vielverhauenen, knorrigen Strünken treiben zahlreiche Schößlinge. Sie wachsen im Laufe von 15 bis 20 Jahren zu armdicken und noch stärkeren, reichverzweigten Hölzern heran. Ein Bosch ist in dieser Zeitspanne wieder entstanden, der reif zur „Reute", in den unteren Tälern „Rütti" genannt, ist.

Wenn im Frühjahr die Bäume „in Saft kommen" und die ersten grünen Zweige spitzen, das ist für gewöhnlich im Maienmonat, ausnahmsweise auch da und dort schon im April, beginnt die Arbeit. Der Bauer, welcher „eine Reute macht", hat schon zuvor alle damit anfallende Arbeit überdacht. Die Größe der Reutfläche ist bestimmt worden, meist nach den „Umtrieben", welche die gesamte Reutfläche im Laufe der Jahre stückweise zuläßt, dann aber vielfach auch nach dem Bedarf an Reutefrucht und nicht zuletzt nach der Höhe des durch den Verkauf von Holz und Rinde in Aussicht stehenden Erlöses.

Meist wird die Arbeit von dem Bauern und seinem Gesinde selbst ausgeführt. Wo Mangel an Arbeitskräften herrscht, ist der Nachbar gerne hilfsbereit, weiß er doch, daß man ihm in ähnlicher Lage Arbeit mit Arbeit bezahlt, ein schöner Zug der gegenseitigen Hilfsbereitschaft, wie man ihn bei unsern Schwarzwaldbauern noch in mancher Hinsicht findet.

Früh morgens schreitet die Arbeitsgruppe zu Berg. Kurze Leitern, Haumesser, auch „Säsle" genannt, Rindenlöffel, Klopfhämmer, Handsägen, Äxte sind ihr Werkzeug, das sie mittragen. Hand in Hand muß gearbeitet werden, damit das Werk flott vonstatten geht, denn mühsam ist das Schaffen an der steilen, steinigen Bergflucht.

Zunächst fallen unter den scharfen Hieben der „Säsle" die Äste hart am Stamm weg. Von den kurzen Leitern aus wird dann aufwärts entastet bis zum Dolden hinauf, der zuletzt auch fällt. Schon in wenigen Stunden hat ein Stück Buschwald ein ganz anderes Gesicht erhalten. Kahl recken die Eichenschäfte ihre Arme in die Höhe, ihr grünes Kleid bedeckt den steilen Berghang, wird niedergetreten und unter der sengenden Sonne rasch welk.

1. Reuteberg „Einetwald" in Bollenbach (Kinzigtal)

2. Rindenschälen „uff'm Stock

3. Rindenſchälen „uff'm Bode"

4. Geſchälte Eichen mit Rindenfahnen

5. Geschälter Eichbosch, Rindenwellen und „Bettelbuben"

Jetzt beginnt die interessanteste Arbeit, das „Rindenschälen". Es will dies wohl verstanden sein und man muß die Vorteile der Arbeitsweise gut kennen, um auf einen „rechten Taglohn" zu kommen. Meist wird bei uns noch „auf dem Stock", d. h. am stehenden Stamm geschält, vielfach hat sich aber auch schon „das Schälen am Boden" eingebürgert, wobei der Stamm vor dem Schälen umgeschlagen wird (Abb. 3).

Zunächst wird mit dem „Säsle" das Moos und die Flechten besonders am Stock, das ist das untere Stammende, weggeschabt, denn die Rindenhändler und Gerber schauen auf saubere Ware. Dann wird mit demselben Werkzeug „keb am Bode" die Rinde bis aufs Holz eingeschnitten. Soweit der Schäler nun mit seinem Schlitzmesser oder mit der scharfgeschliffenen Nase des Säsles hinaufreichen kann, zieht er in die Rinde bis auf Holz hinein einen tiefen Riß, bei „starkem Holz" beiderseitig, gerade herunter. Eine tiefe Wunde klafft auf. Mit dem gebogenen Rindenlöffel greift er in dieselbe ein und löst vorsichtig von unten her die Rinde vom Holz. Auf der Leiter wird dieselbe Arbeit aufwärts fortgesetzt, „bis ans Ort". Dort bleibt aber an einem kurzen ungelösten Stück die Rinde befestigt und baumelt nun frei hängend im Winde. So bäht sie einige Tage in der prallen Sonne, bis sie „klepperdürr" ist (Abb. 2 und 4).

Stock um Stock, Eichle um Eichle wird so geschält, und schon reihen sich die kahlen, bleichen „Storren" zur breiten Reute. Ein eigenartiges, unnatürliches Bild (Abb. 5).

Unterdessen sind die Arbeitskräfte, welche nicht auf der schwanken Leiter sich betätigen können, nicht müßig gewesen. In dem Astwerk befinden sich noch manche „Bengel", die aufbereitet werden. Auf Meterlänge werden sie abgehauen und auf einen Haufen geworfen. Meist ist es dann die Arbeit der „Wibervölker", die mit dem Klopfhammer auf dem Klopfstock, einem Stein oder eingerammten Pflock, die Rinde so lange bearbeiten, bis sie sich leicht löst. Die kurzen Rinden werden dann zu kleinen Wellen, sogenannten „Bettelbuben" oder „Juden", zusammengebunden und sogleich zum Trocknen aufgehängt. Die „Klopfbengele" aber geben wie das Schälholz ein wertvolles und sehr begehrtes Brennholz ab (Abb. 6).

6. Beim „Klopfbengele mache", Trocknen der „Bettelbuben"

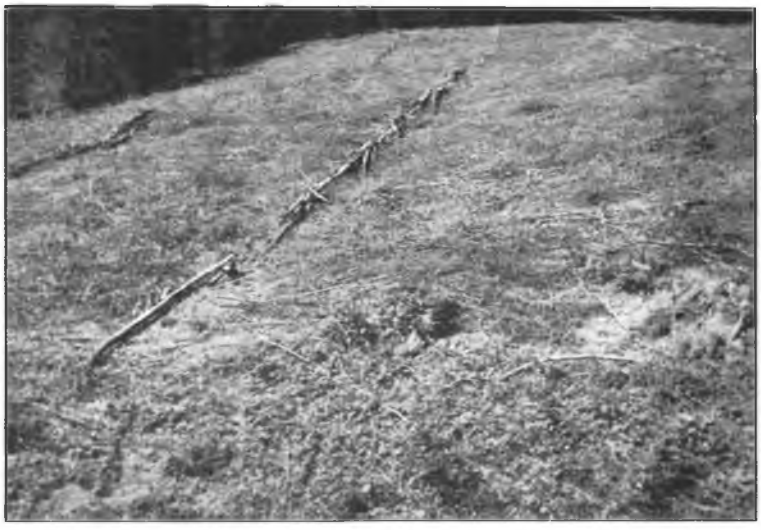
So wird in tagelanger mühevoller Arbeit von früh bis ſpät geſchält, bis das vorgeſehene Stück Reute fertig iſt.

Nicht immer geht die Schälarbeit ſo flott vonſtatten. Das Holz muß dazu richtig „im Saft ſtehen", es muß „klefferig" ſein, wie der Waldarbeiter ſagt. Niemand kennt die Launen und Tücken der Witterung beſſer als er. Seine Beobachtungen und Erfahrungen gerade in bezug auf das Wetter und was damit zuſammenhängt ſind oft unglaublich genau. Er weiß, daß eine einzige kalte Frühjahrsnacht, ein rauher Oſtwind den Saftſtrom unter der Rinde zum Stocken bringt und das Schälen da, wo es geſtern noch eine Freude war, heute „zur Schinderei" werden kann, weil die Rinde nimmer „geht".

Die nächſte Sorge gilt nun der Aufarbeitung der wertvollen Eichenrinden. Sie bringen neben dem Reuteholz den Haupterlös aus der ganzen Arbeit. Sobald die Rinde recht ausgedörrt iſt, ſind bei gutem Wetter die Leute wieder an der Arbeit. Von den Stangen werden die baumelnden Rindenfahnen heruntergeriſſen und mit dem Haumeſſer auf Stücke von zwei Meter Länge geſchnitten. Auf Wellen von 30 bis 40 kg Gewicht gebunden, kommen ſie dann unter Dach oder werden gleich dem Rindenhändler geliefert. Auf keinen Fall darf der wertvolle Gerbſtoff durch den Regen ausgelaugt werden.

Wochen ſind vergangen, ſeit der Eichboſch ſein grünes Kleid verloren hat. Der Bauer hat unterdeſſen ſeine Heuernte eingeheimſt. In der kurzen Zeitſpanne, welche ihm bis zur Ernte verbleibt, finden wir ihn wieder im Reutberg. Sonne und Regen haben die einſt bleichen, rindenloſen Storren tiefbraun gebeizt. Riſſig iſt ihr glatter Schaft geworden, dürr und leicht das Holz. Mit ſcharfer Axt werden die Stangen vom Stock losgehauen, nicht geſägt, damit nachher der „Stumpen wieder ausſchlägt". Ein regelloſes Durcheinander von dürrem Reiſig und geſchältem Holz bedeckt das ganze Reutfeld. Die Vorbereitungsarbeiten für das ſpätere Reutebrennen beginnen.

Je nach der Breite des Reutfeldes wird das umgehauene Holz jetzt in lange „Stangenruder", auch „Riegen" genannt, zuſammengetragen und aufgeſchichtet. Sie ziehen die ganze Reute herab und teilen dieſelbe in ſchmale Riemen von 8 bis 12



7. Die Reute vor dem Brand mit „Stangenruder"

Meter Breite ein. „Jun" nennt man ein ſolches Fach. In demſelben wird das Reiſig gleichmäßig verteilt. Wo Felſen oder Baumſtümpfe die Bahnen uneben geſtalten, werden Stockbengele ſchräg abwärts darüber geſteckt. Ebenſo wird an ſteilen Hängen das Reiſig durch eingeſteckte Äſte „Schtibbere" befeſtigt, damit es Halt bekommt, nicht rutſcht und man ſpäter das „Feuer darüber ziehen" kann. „Elmle" nennt man dieſe Arbeit. Sie muß ſorgfältig ausgeführt werden, ſoll der Reutebrand ohne Schwierigkeiten vonſtatten gehen (Abb. 7).

8. Beim „Rüttibrennen". Herunterziehen des Feuers

9. Beim „Rüttibrennen". Niederhalten des Feuers

Wieder vergehen Wochen. Die Sommerſonne brütet über den Halden, die jetzt in dürrer Bräune daliegen. Ein ſatter Ruch nach beizendem Holzwerk liegt über dem zündeldürren Geäſt.

Eines Tages ſtehen dünne, bläuliche Rauchfahnen über den Halden. Das Reutebrennen hat begonnen.

In der Septemberſonne iſt der Tau vom Aſtwerk raſch gewichen. Mit langen Feuerhaken verſehen ſchreiten die Männer zu Berge. Einer trägt noch einen großen

10. Beim „Rüttibrennen"

Bund Stroh mit, der andere einen Eimer voll Wasser, wieder einer hat eine Schaufel geschultert. Selbstverständlich darf der große Mostkrug nicht fehlen, denn eine harte und heiße Männerarbeit steht ihnen bevor. Durch ein „Jun" geht's hinauf an dessen oberes Ende. Nochmals wird der Wind geprüft, ob Ober- oder Unterwind herrscht, denn von der Windrichtung und seiner Stärke hängt ab, wo mit dem „Brand" begonnen wird.

Jetzt wird das Stroh unter das Reisig „am Ort her" verteilt. Einige Kräuter aus dem „Krütterbuschel", der an Maria Himmelfahrt geweiht wurde, werden noch in das Astwerk geworfen. Der Brand beginnt. Prasselnd schießt die Lohe durch das dürre Astwerk. Rasch brennt es ab. Aber schon ziehen die Männer, die sich über die Breite des „Jun" verteilt haben, mit ihren langen Haken das Feuer herunter. Immer neue Nahrung wird ihm so geboten, auf die sich die Flamme in wilder Gier stürzt. Eine Höllenglut ist entfacht (Abb. 8—10).

Die Sorge um den guten Verlauf des Brandes nimmt die Männer ganz in Anspruch. Nicht zu stark darf das Feuer werden und doch muß alles Ast- und Laubwerk zu Asche verbrennen; nicht zu hoch sollen die Flammen schlagen, damit der angrenzende Wald keinen Schaden erleidet oder gar Feuer fängt. Die Reutemänner und der Wind müssen das „Feuer hinlegen, daß es über den Boden läuft". Jeder ist für sein „Ruder" verantwortlich und wer „Henne un' Guller stoh loßt", das sind kleinere oder größere nicht abgesengte Grasstellen, hat abends beim „Rüttiessen" die Spötter gegen sich. Möchte da oder dort die züngelnde Glut über die sie eingrenzenden Stangenruder greifen, so schlägt der „Feuerhirte" sie mit einem nassen Sack, den er an einen Stock gebunden in steter Bereitschaft hat, aus.

Schritt um Schritt gehen die Männer bergab und ziehen das Feuer nach. Wo noch vor wenigen Minuten dürres Astwerk raschelte, breitet sich jetzt eine schwarze, schwelende Aschenschicht. Ist ein „Jun" bis unten hinaus gebrannt und haben sich die Männer an einem wohlverdienten Trunk gelabt, so schreiten sie wieder die Halde hinauf und ihr Brandwerk beginnt von neuem. So wird oft in einem halben Tag ein großes „Stück Reute gebrannt" (Abb. 11).

Am Abend versammeln sich dann die Männer und Wibervölker in der großen „Burestub". Ein kleines Fest, „'s Rüttibrenne", wird gefeiert, bei Nudelsupp und Rindfleisch. Meist sorgt ein Fäßchen Bier für die Bekämpfung des aus der Reute aufgesparten Durstes. Heiter ist die Stimmung. Bald klingt ein Lied auf und unter wahrer Geselligkeit wird der Tag beschlossen, auf den sich vorab die Jugend schon so lange gefreut hat.

Noch liegt aber oben „im Berg" das grauschwarze Reutfeld und sticht fremd und kahl aus dem Blättermeer ringsum heraus. Wieder gehen arbeitsgewohnte Hände ans Werk. Die Stangenruder, welche noch das ganze Brandfeld in einzelne Jun einteilen, verschwinden. Die Hölzer werden entweder an einen fahrbaren Weg herabgezogen, dort in Meterstücke zersägt und „ins Meß" gesetzt oder sie werden gleich an Ort und Stelle aufbereitet und dann mit dem Holzschlitten in sausender Fahrt hinab ins Tal gebracht. Das „Schäleichene" ist allezeit ein sehr begehrtes Brennholz gewesen.

Dann schreitet eines Tages der Sämann über das Reutfeld und streut das Samenkorn in die aschengeschwärzte, steinige Krume. Mit der Hacke muß das „Gesäm" eingeerdet werden. Bald lassen die zartgrünen Spitzen der dünnhalmigen Reutefrucht wieder einen neuen Schimmer über das Feld aufleuchten.

Wenn dann im nächsten Jahr die reife Frucht hoch oben am Berghang steht, oft mitten in einem Bosch, braungelb und hart, ist auch ihre Zeit gekommen. Mit der Sichel wird „arvel für arvel" weggehauen, zu kleinen Garben gebunden und oft mühsam über die steilen Hänge hinauf oder hinunter an einen Schlittenweg getragen.

11. Mittagspause beim „Rüttibrenne"

Brach liegt jetzt das Reutfeld, und brach bleibt es auch fortan liegen. Auf seinen leeren Raum fallen dann die Samen ungezählter Pflanzen ein in reicher Fülle. Eine eigene Reuteflora siedelt sich an. Blühender Ginster, feuerrote Lichtnelken, Weidenröschen, Fingerhüte, Nachtkerzen, Wollblumen und viele andere haben sich hier zu einem wundervollen, farbenprächtigen Blütenteppich vereint. Dazwischen streben schon wieder die jungen Schosse aus den angekohlten Stümpfen in die Höhe. Sie haben in 3 bis 4 Jahren nach der Rodung wieder die Oberhand gewonnen und künden erneut den kommenden Buschwald wieder an, der dann in 15 bis 20 Jahren von neuem gerodet werden kann.

So wiederholt sich dieser „Umtrieb" Jahr für Jahr in einer andern Parzelle, die dann in der Verschiedenheit ihres Alters und der jeweiligen Bepflanzung unserer Landschaft das so abwechslungsreiche, frohe Kleid verleihen (Abb. 1).

Der Reute- oder Schälwaldbetrieb ist bei uns durchweg an die mineralkräftigen Granit- und Gneisböden und die wegen ihrer Steilheit sonst landwirtschaftlich nicht nutzbaren Halden gebunden; in den oberen Buntsandsteinregionen stockt der geschlossene Nadelwald. Bei der Steilheit der Hänge ist es nur zu erklärlich, daß die von der schützenden Pflanzendecke entblößten Böden von den Niederschlägen leicht ausgewaschen werden und so im Laufe der Zeit humusarme Schutthalden entstehen, auf denen dann nur noch Buschwerk aller Art fortkommt. Wenngleich der Umsatz des Reutebosches im Vergleich zum Hochwald ein rascher ist und das Bedürfnis nach Brotfrucht in unsern Tälern stets ein großes war, so hat doch der einsichtige Bauer erkannt, daß der Schälwaldbetrieb unrentabel und bodenschädigend ist und hat schon manches Stück Reute hernach „angesetzt", so daß langsam der Nadelwaldbestand zunimmt. Anderseits darf gewiß nicht übersehen werden, daß gerade die Reutewälder des mittleren Schwarzwaldes ein ganz bedeutendes Rohstoffgebiet für die Gerberrinde darstellen, die weit in die Gaue unseres Vaterlandes verschickt wird.

Dem Schwarzwaldwanderer bleibt aber der Reutewald eine wohlvertraute Erscheinung, licht und abwechslungsreich. Von den buschigen Höhenrücken schweift der Blick hinein in die heimatliche Flur, wo Halde an Halde, Berg an Berg sich reiht, in farbenfrohem Kleide, das insbesondere die Berglandschaft zwischen Elz und Acher so festlich gewandet.